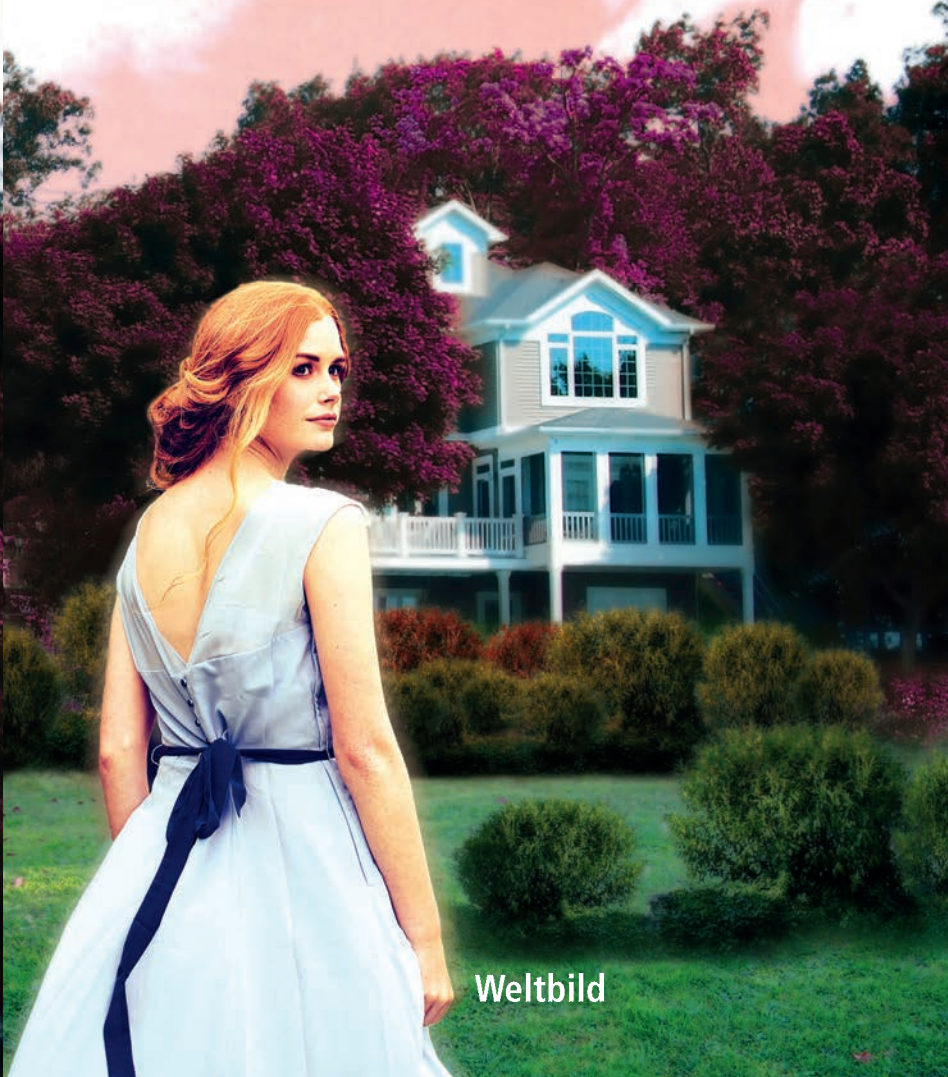


JUDE DEVERAUX
Wilde Orchideen



Weltbild

Wilde Orchideen

Die Autorin

Jude Deveraux wurde in Kentucky geboren, studierte Kunst und arbeitete als Lehrerin, bevor sie sich ganz dem Schreiben zuwandte. Sie ist die Autorin von 37 Romanen, die alle auf der *New-York-Times*-Bestsellerliste standen. Ihre Werke sind in zahlreiche Sprachen übersetzt und erreichen eine Gesamtauflage von über 50 Millionen Büchern. Mehr über die Autorin erfahren Sie unter www.jude-deveraux.com.

Jude Deveraux

Wilde Orchideen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Rainer Schmidt

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Wild Orchids* bei
Atria Books, New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Deveraux, Inc.
This edition published by arrangement with the original publisher,
Atria Books, an imprint of Simon & Schuster, Inc., New York
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by
Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Rainer Schmidt
Projektleitung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz
Redaktion: Wibke Weilacher
Umschlaggestaltung: Jarzina kommunikationsdesign, Holzkirchen
Umschlagmotiv: © Thomas Jarzina (Landschaft/Haus/Composing) &
mauritus images, Mittenwald (Frau)
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-644-3

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

1 – Ford

Haben Sie je einen Menschen verloren, der Ihnen mehr bedeutete als Ihre eigene Seele?

Ich schon. Ich habe meine Frau Pat verloren.

Sie brauchte sechs lange, qualvolle Monate zum Sterben.

Ich musste dabeistehen und zusehen, wie meine schöne, vollkommene Frau verfiel, bis nichts mehr übrig war. Es war unwichtig, dass ich Geld und Erfolg habe. Es war unwichtig, dass man mich einen »bedeutenden« Schriftsteller nennt. Es war unwichtig, dass Pat und ich endlich angefangen hatten, unser Traumhaus zu bauen, ein architektonisches Wunderwerk, das an einer Steilwand hing, wo wir in aller Ruhe sitzen und auf den Pazifik hinausschauen wollten.

All das war von dem Augenblick an nicht mehr wichtig, als Pat nach Hause kam und mich beim Schreiben störte – was sie sonst nie tat –, um mir zu sagen, sie habe Krebs, und zwar in einem fortgeschrittenen Stadium. Ich hielt es zunächst für einen ihrer Scherze. Pat hatte einen verschrobenen Humor; sie meinte, ich sei zu ernst, zu verdrossen, zu dumpf- und-dunkel, und ich hätte zu viel Angst vor allem auf der Welt. Vom ersten Tag an brachte sie mich zum Lachen.

Wir haben uns auf dem College kennengelernt. Zwei unterschiedlichere Leute hätte man kaum finden können, und auch Pats Familie wirkte fremdartig auf mich. Ich hatte Familien wie ihre schon im Fernsehen gesehen, aber ich war nie auf die Idee gekommen, dass sie tatsächlich existieren könnten.

Sie wohnte in einem hübschen kleinen Haus mit einer Veranda und – ja, wirklich! – einem weißen Lattenzaun. An Sommerabenden saßen ihre Eltern, Martha und Edwin, vorn auf der Veranda und winkten den Nachbarn zu, wenn sie vorbeigingen. Ihre Mutter trug eine Schürze und schnip-pelte Bohnen oder palte Erbsen, und dabei schwatzte sie mit den Leuten. »Wie geht's Tommy?«, fragte sie vielleicht. »Ist seine Erkältung besser geworden?«

Pats Vater saß ein paar Schritte weiter an einem schmiede-eisernen Tisch, neben sich eine alte Stehlampe und einen Kasten mit blinkendem deutschem Werkzeug. Er war – ich schwöre, auch das ist wahr – in der ganzen Nachbarschaft als »Heilemacher« bekannt: Er reparierte alles, was kaputt war, für seine Familie und für die Nachbarn. Kostenlos. Er sagte, es mache ihm Freude, den Leuten zu helfen, und ein Lächeln sei Bezahlung genug.

Wenn ich Pat zu einer Verabredung zu Hause abholte, kam ich immer ein bisschen früher, damit ich bei ihren Eltern sitzen und ihnen zuschauen konnte. Für mich war es wie ein Science-Fiction-Film. Wenn ich kam, stand Pats Mutter – »nenn mich Martha, das tun alle« – auf und holte mir etwas zu essen und zu trinken. »Ich weiß doch, dass Jungs was Nahrhaftes brauchen, wenn sie wachsen«, sagte sie und verschwand in ihrem makellos sauberen Haus.

Dann saß ich stumm da und sah zu, wie Pats Vater einen Toaster oder ein kaputtes Spielzeug reparierte. Ich war fasziniert von dem großen Werkzeugkasten aus Eichenholz zu seinen Füßen. Alle Werkzeuge waren makellos sauber, und alle passten zusammen. Und ich wusste, sie mussten ein Vermögen gekostet haben. Einmal war ich in der Stadt – in der

allgegenwärtigen »Stadt«, die im Umkreis von fünfzig Meilen jedes College-Städtchens liegt – und sah dort eine Eisenwarenhandlung auf der anderen Straßenseite. Weil sich mit Eisenwarenhandlungen für mich nur schlechte Erinnerungen verbanden, erforderte es Mut, die Straße zu überqueren, die Ladentür zu öffnen und einzutreten. Aber seit ich Pat kannte, war ich kühner geworden. Schon damals hallte ihr Lachen in meinen Ohren wider, ein Lachen, das mich ermutigte, Dinge zu tun, die ich noch nie zuvor versucht hatte, weil sie nur schmerzhaft empfindungen in mir weckten.

Kaum hatte ich das Geschäft betreten, schien die Luft aus meiner Lunge durch meinen Hals in den Kopf hinaufzusteigen, und dort bildete sie eine breite, dicke Barriere zwischen meinen Ohren. Ein Mann stand vor mir, und er sagte etwas, aber dieser Luftblock in meinem Kopf verhinderte, dass ich ihn hörte.

Nach einer Weile hörte er auf zu reden und warf mir einen Blick zu, wie ich ihn schon oft bei Onkeln und Vettern erlebt hatte. Es war der Blick, der zwischen Männern und MÄNNERN unterschied, meistens gefolgt von einem Verdammungsurteil wie: »Er weiß nicht, welches Ende der Kettensäge man benutzt«. Aber ich war immer das Gehirn gewesen und meine Verwandten die Muskeln.

Nachdem der Verkäufer mich taxiert hatte, wandte er sich mit einem kleinen Lächeln ab, das nur die linke Hälfte seiner schmalen Lippen kräuselte. Genau wie meine Vettern und Onkel hatte er mich als das erkannt, was ich war: ein Mensch, der über die Dinge nachdachte, der Bücher ohne Bilder las und Filme mochte, in denen keine Verfolgungsjagden vorkamen.

Ich wollte den Eisenwarenladen wieder verlassen. Ich gehörte da nicht hin, und er barg zu viele alte Ängste für mich. Aber ich hörte Pats Lachen, und das gab mir Mut.

»Ich möchte ein Geschenk für jemanden kaufen«, sagte ich laut, und sofort war mir klar, dass ich einen Fehler gemacht hatte. »Geschenk« war nicht das Wort, das meine Onkel und Vettern benutzt hätten. Sie hätten gesagt: »Ich brauche einen Satz Steckschlüssel für meinen Schwager. Was habt ihr da?« Aber der Verkäufer drehte sich wieder um und lächelte mich an. »Geschenk« bedeutete schließlich »Geld«. »Was soll's denn für ein Geschenk sein?«, fragte er.

Auf dem Werkzeug, das Pats Vater in seinem Kasten hatte, stand ein deutscher Name, und den nannte ich dem Mann – selbstverständlich richtig ausgesprochen (Bildung hat ihre Vorteile). Ich sah befriedigt, wie er die Augenbrauen ein wenig hochzog, und selbstgefällig begriff ich: Ich hatte ihn beeindruckt.

Er ging hinter eine Theke, die zernarbt war von den unzähligen Hobelklingen und Bohrerbits, die im Laufe der Jahre daraufgefallen waren, und er zog einen Katalog darunter hervor. »Die haben wir nicht am Lager, aber wir können bestellen, was Sie haben wollen.« Ich nickte möglichst männlich und bemühte mich, den Eindruck zu erwecken, als wisse ich genau, was ich haben wollte. Ich blätterte in dem Katalog. Die Fotos waren allesamt farbig, das Papier war teuer. Und das war kein Wunder, denn die Preise waren astronomisch.

»Präzision«, sagte der Mann und fasste in diesem einen Wort alles zusammen. Ich drückte die Unterlippe gegen die

oberen Zähne, wie ich es bei meinen Onkeln tausend Mal gesehen hatte, und nickte, als wüsste ich genau, was der Unterschied zwischen einem »Präzisionsschraubenzieher« und einem aus dem Kinderwerkzeugkasten war. »Was anderes kommt auch nicht in Frage«, sagte ich in dem schmallipigen Ton, in dem meine Onkel von technischen Dingen redeten. Bei dem glanzvollen Klang des Wortes »Zweitaktmotor« pressten sie die Backenzähne so fest zusammen, dass man fast nicht mehr verstehen konnte, was sie sagten.

»Sie können den Katalog mitnehmen«, sagte der Mann, und meine Backenmuskeln lockerten sich für einen Moment, und fast hätte ich beglückt geantwortet: »Wirklich? Das ist nett von Ihnen.« Aber ich erinnerte mich rechtzeitig an Unterlippe und Schneidezähne und murmelte hinten in der Kehle ein »Danke«. Ich wünschte mir, ich hätte eine schmutzige Baseballmütze mit dem Namen irgendeiner Sportmannschaft auf dem Kopf gehabt, denn dann hätte ich in einer MÄNNLICHEN Abschiedsgeste am Schirm zupfen können, als ich den Laden verließ.

Als ich am Abend in mein kleines, graues Apartment in der Nähe des Campus zurückkam, schlug ich ein paar der Werkzeuge, die Pats Vater in seinem Kasten hatte, in dem Katalog nach. Was er da hatte, war Tausende von Dollar wert. Nicht Hunderte. Tausende.

Und er ließ diesen Eichenholzkasten jeden Abend auf der Veranda stehen. Unverschlossen. Unbewacht.

Als ich Pat am nächsten Tag zwischen zwei Kursen traf – sie studierte Chemie, ich englische Literatur –, erwähnte ich das Werkzeug so beiläufig wie möglich. Sie ließ sich nichts vormachen; sie wusste, dass es mir wichtig war. »Warum be-

fürchtest du immer das Schlimmste?«, fragte sie lächelnd. »Besitz ist nicht wichtig. Menschen sind es.«

Ich versuchte, scherzhaft zu reagieren. »Das solltest du mal meinem Onkel Reg sagen.«

Das Lächeln verschwand aus ihrem hübschen Gesicht. »Das würde ich gern«, sagte sie.

Pat hatte vor nichts Angst. Aber weil ich nicht wollte, dass sie mich mit anderen Augen sah, weigerte ich mich, sie mit meinen Verwandten bekanntzumachen. Lieber überließ ich mich der Vorstellung, ich gehörte zu ihrer Familie, wo man Thanksgiving mit einem großen Essen und Weihnachten mit Eierpunsch und Geschenken unter dem Baum feierte. »Liebst du eigentlich mich oder meine Familie?«, fragte Pat einmal; sie lächelte dabei, aber ihr Blick war ernst. »Liebst du mich oder meine miese Kindheit?«, gab ich zurück, und wir lächelten einander an. Dann wanderte mein großer Zeh in ihr Hosenbein, und im nächsten Augenblick lagen wir aufeinander.

Pat und ich waren Exoten füreinander. Ihre reizende, liebevolle, vertraute Familie faszinierte mich immer wieder. Eines Tages saß ich in ihrem Wohnzimmer und wartete auf Pat, als ihre Mutter mit vier schweren Einkaufstüten in den Armen hereinkam. Damals wusste ich nicht, dass ich hätte aufspringen und ihr helfen sollen. Stattdessen starrte ich sie nur an.

»Ford«, sagte sie (der älteste Bruder meines Vaters glaubte, er tue mir etwas Segensreiches an, indem er mir den Namen seines bevorzugten Pickups gab), »ich habe nicht gesehen, dass du da sitzt. Aber ich bin froh, dass du hier bist, denn du bist genau der, den ich sehen wollte.«

Was sie da sagte, war für sie etwas ganz Alltägliches. Pat und ihre Eltern sagten ganz mühelos und beiläufig Dinge, die anderen Leuten gut taten. »Das ist genau Ihre Farbe«, sagte Pats Mutter zum Beispiel zu einer hässlichen Frau. »Sie sollten diese Farbe jeden Tag tragen. Und wer macht Ihnen eigentlich die Haare?« Bei jemand anderem hätten diese Worte ironisch geklungen. Aber ein Kompliment von Pats Mutter – ich brachte es nie über mich, sie »Martha« oder »Mrs Prendergast« zu nennen – hörte sich aufrichtig an, weil es aufrichtig war.

Sie stellte ihre Einkaufstüten neben dem Couchtisch ab, nahm den hübschen Blumenstrauß herunter, den sie frisch im Garten geschnitten hatte, und fing an, kleine, viereckige Stoffstücke aus den Tüten zu ziehen. Ich hatte so etwas noch nie gesehen und wusste nicht, was es sein sollte. Aber bei Pats Eltern sah ich immer wieder neue und wundersame Dinge.

Als Pats Mutter alle ihre Stoffstücke auf der Glasplatte des Couchtischs ausgebreitet hatte (für meine Vettern wäre es eine Frage der Ehre gewesen, diese Glasplatte zu zerbrechen, und meine Onkel hätten mit boshafem Lächeln ihre Arbeitsstiefel daraufgelegt), sah sie zu mir auf und fragte: »Welches gefällt dir?«

Ich wollte sie fragen, warum sie interessierte, was ich darüber dachte, aber damals war ich ständig bemüht, Pats Eltern glauben zu machen, ich sei in einer Welt wie der ihren aufgewachsen. Also betrachtete ich die Stoffstücke, und ich sah, dass jedes anders war. Auf manchen waren große Blumen, auf anderen kleine. Einige hatten Streifen, andere waren einfarbig, und auf manchen waren blaue Strichzeichnungen.

Als ich Pats Mutter anschaute, sah ich, dass sie eine Antwort von mir erwartete. Aber was sollte ich sagen? War das ein Trick? Wenn ich das falsche Stück aussuchte, würde sie mich dann hinauswerfen und mir verbieten, Pat je wiederzusehen? Genau das befürchtete ich jeden Augenblick, wenn ich bei ihnen war. Ich war fasziniert von ihrer puren Nettigkeit, aber zugleich machten sie mir Angst. Was würden sie tun, wenn sie herausbekämen, dass ich innerlich nicht mehr Ähnlichkeit mit ihrer Tochter hatte als ein Skorpion mit einem Marienkäfer?

Pat rettete mich. Sie kam ins Wohnzimmer und raffte ihr dichtes blondes Haar mit beiden Händen zu einem Pferdeschwanz zusammen, und sie sah, wie ich ihre Mutter mit angsterfülltem Blick anschaute. »Ach, Mutter«, sagte sie, »Ford hat keine Ahnung von Polyesterstoffen. Er kann Chaucer im mittenglischen Original rezitieren. Was muss er da über Chintz und Chenille wissen?«

»*Whan that Aprill with his shoures soote*«, murmelte ich und lächelte Pat an. Zwei Wochen zuvor hatte ich herausgefunden, dass sie wild auf Sex wurde, wenn ich ihr Chaucer ins Ohr flüsterte und sie dabei ins Ohrläppchen biss. Wie ihr Vater, der Buchhalter war, hatte sie einen mathematischen Verstand, und alles Lyrische fand sie erregend.

Ich schaute wieder die Stoffe an. Aha. Polyesterstoff. Ich nahm mir vor, »Chintz« und »Chenille« im Lexikon nachzuschlagen. Und nachher würde ich Pat fragen müssen, wieso die Fähigkeit, mittelalterliche Dichtung aufzusagen, jedes Wissen über Polyesterstoffe ausschloss. »Was wollen Sie denn beziehen?«, fragte ich Pats Mutter, und ich hoffte, dass es sich anhörte, als sei mir dieses Thema vertraut.

»Das ganze Zimmer«, sagte Pat genervt. »Sie erneuert alle vier Jahre das komplette Wohnzimmer. Neue Schonbezüge, neue Vorhänge, alles. Und sie näht alles selbst.«

»Aha.« Ich sah mich im Zimmer um. Jedes Möbel und alle Fenster waren in Pink- und Grünschattierungen gehalten – in »Rosé« und »Moos«, wie Pat mir später augenrollend erläuterte.

»Ich glaube, ich mach's mediterran«, erwog Pats Mutter. »Terracotta und Ziegelrot. Und ich habe überlegt, ob ich mich mal an Lederpolstern versuchen soll – mit lauter kleinen Nägeln ringsum am Rand. Was hältst du von dieser Idee, Ford? Würde das hübsch aussehen?«

Ich konnte nur mit den Lidern klappern. In den vielen Häusern, in denen ich gewohnt hatte, wurden neue Polstermöbel nur dann angeschafft, wenn die alten durchlöchert waren, und der Preis war das einzige Auswahlkriterium. Eine meiner Tanten hatte eine ganze Garnitur, die mit einem Fell aus fingerlangen lila Acrylfäden überzogen war. Alle fanden sie wunderbar, denn die drei Teile hatten zusammen nur fünfundzwanzig Dollar gekostet. Nur ich hatte etwas dagegen, lange lila Fussel aus meinem Essen zu pulen.

»Mediterran ist hübsch«, sagte ich und war stolz auf mich, als hätte ich soeben die Unabhängigkeitserklärung verfasst.

»Bitte sehr«, sagte Pats Mutter zu ihrer Tochter. »Er versteht sehr wohl etwas von Polsterstoffen.«

Pat nahm das kleine Haargummi aus dem Mund, schlang es geschickt um ihren Pferdeschwanz und verdrehte dabei die Augen. Drei Wochenenden zuvor hatten Pats Eltern eine kranke Verwandte besucht, und Pat und ich hatten zwei Nächte allein in ihrem Haus verbracht. Wir hatten so getan,

als seien wir verheiratet, eine eigene kleine Familie, und das perfekte Haus gehöre uns. Wir hatten am Küchentisch gesessen und Mais gestrippt, und dann hatten wir am Mahagoni-Esstisch zu Abend gegessen – wie zwei Erwachsene. Ich hatte Pat eine Menge über meine Kindheit erzählt, aber nur das, was die tiefen Ängste betraf – den Teil also, der mir wahrscheinlich Mitgefühl und Sex einbringen würde. Von profanen Alltagsdingen hatte ich nicht gesprochen – nicht davon, dass ich meine Mahlzeiten nur selten nicht vor dem Fernseher einnahm, dass ich noch nie eine Stoffserviette benutzt hatte und Kerzen nur anzündete, wenn die Stromrechnung nicht bezahlt war. Es war merkwürdig, aber indem ich ihr erzählte, dass mein Vater im Gefängnis saß und meine Mutter mich benutzt hatte, um die Brüder meines Vaters zu bestrafen, setzte ich mich in ein heldenhaftes Licht, aber wenn ich sie fragte, was zum Teufel eine Artischocke sei, kam ich mir vor wie der Dorftrottel.

Am zweiten Abend, den wir im Haus ihrer Eltern verbrachten, zündete ich ein Feuer im Kamin an, Pat setzte sich zwischen meinen Beinen auf den Boden, und ich bürstete ihr schönes Haar.

Als sie mich jetzt über den Kopf ihrer Mutter hinweg anschaute, wusste ich, dass sie daran dachte, wie wir an jenem Abend auf dem Teppich vor dem Kamin miteinander geschlafen hatten. Und als ich ihren Blick sah, wusste ich, wenn wir nicht bald von hier verschwänden, würde ich sie quer über die Stoffmuster ihrer Mutter werfen. »Du bist so *lebendig*«, hatte Pat gesagt. »So primitiv. So *real*.« Das »primitiv« hatte mir nicht gepasst, aber wenn es sie antörnte ...

»Geht nur, ihr zwei«, sagte Pats Mutter lächelnd; anschei-

nend wusste sie intuitiv, was in uns vorging. Und wie immer war sie selbstlos und dachte an die andern zuerst. Als der betrunkene Teenager, der sie ein paar Jahre später umbrachte, aus seinem Wagen gezogen wurde, sagte er: »Na und? Sie war doch bloß 'ne alte Frau.«

Pat und ich waren einundzwanzig Jahre verheiratet, als sie mir weggenommen wurde. Einundzwanzig Jahre, das klingt wie eine lange Zeit, aber es waren nur Minuten. Gleich nach dem College bekam sie eine außergewöhnlich gut bezahlte Lehrerstelle angeboten, aber die Schule lag mitten in der Großstadt. »Das ist eine Gefahrenzulage«, sagte der Mann, der sie am Telefon anflehte, die Stelle anzunehmen. »Ist eine wüste Schule – letztes Jahr wurde eine unserer Lehrerinnen niedergestochen. Sie hat's überlebt, aber jetzt hat sie einen künstlichen Darmausgang.« Er wartete darauf, dass ihr klar wurde, was er da erzählte, und dass sie den Hörer auf die Gabel warf.

Aber er kannte meine Frau nicht, er wusste nicht, wozu sie mit ihrem grenzenlosen Optimismus fähig war. Ich wollte mich an einem Roman versuchen, sie wollte mir Gelegenheit zum Schreiben geben, das Gehalt war ausgezeichnet, und so nahm sie den Job an.

Mir fiel es schwer, eine so selbstlose Liebe zu verstehen, und ich suchte immer nach dem Grund dahinter. Manchmal ging mir durch den Kopf, dass Pat mich wegen, nicht trotz meiner Kindheit liebte. Wäre ich derselbe, der ich war, aber in einem geordneten Haus wie ihrem aufgewachsen, hätte sie sich nicht für mich interessiert. Als ich ihr das sagte, lachte sie. »Kann sein. Wenn ich einen Klon meiner selbst gewollt

hätte, dann hätte ich wohl Jimmie Wilkins geheiratet und mir für den Rest meines Lebens angehört, ich sei nur eine halbe Frau, weil ich keine Kinder bekommen kann.«

Obwohl es aussah, als führten Pat und ihre Familie ein ideales Leben, hatte es in Wahrheit mehrere Tragödien bei ihnen gegeben. In der Familie meines Vaters – meine Mutter war Waise, und darüber war ich froh, denn die elf Brüder meines Vaters langten mir vollauf als Verwandtschaft – war eine Tragödie ein Grund, mit dem Leben aufzuhören. Einer der Söhne meines Onkels Clyde ertrank mit zwölf Jahren. Danach fing Onkel Clyde an zu saufen und gab seinen Job als Nachtwächter auf. Er und seine Frau und ihre sechs übrigen Kinder lebten von dem, was sie bei McDonald's verdiente, und ihre Kinder stiegen nacheinander aus der Schule aus, landeten im Knast oder bei der Fürsorge, oder sie verschwanden einfach. Anscheinend fanden alle in meiner Familie, dass es sich nach Ronnies Tod auch so gehörte. Danach sprachen sie von Onkel Clydes großem Schmerz über den tragischen Tod seines Sohnes nur in kummervollem Flüsterton.

Ich war sieben, als mein Cousin Ronny ertrank, und ich war nicht traurig, denn ich wusste, dass Cousin Ronny ein Scheusal gewesen war. Er war ertrunken, als er ein vierjähriges Mädchen terrorisierte. Er hatte sich ihre Puppe geschnappt, war damit in den Teich gesprungen und hatte angefangen, ihr Arme und Beine auszureißen und in das trübe Wasser zu werfen, und das kleine Mädchen hatte weinend und flehend am Ufer gestanden. Aber dann geriet Cousin Ronny in tiefes Wasser und störte eine Schnappschildkröte auf, sie biss ihn in den großen Zeh, und er und das, was von

der Puppe noch übrig war, gingen unter. Er schlug mit dem Kopf auf einen Stein und wurde bewusstlos. Als irgendjemand begriff, dass er sich nicht tot stellte (Cousin Ronny erschreckte die Leute gern auf diese Weise), war er tatsächlich tot.

Als ich erfuhr, dass Cousin Ronny gestorben war – was bedeutete, dass er mich und die anderen kleinen Kinder nie mehr drangsalieren würde –, empfand ich nichts als Erleichterung. Und ich war sicher, dass auch Onkel Clyde froh sein würde, denn er brüllte Ronny immer nur an, er sei der übelste Bengel auf der Welt, und er, Onkel Clyde, hätte sich lieber »das Ding abschneiden sollen«, bevor er einen so böartigen Sohn in die Welt setzte.

Aber als Ronny tot war, verfiel Onkel Clyde in einen Zustand der Trauer, der für den Rest seines Lebens anhielt. Und er war nicht der einzige Vollzeit-Trauernde in meiner Familie. Ich hatte drei Tanten, zwei Onkel und vier Vettern, die gleichfalls lebenslang trauerten. Eine Fehlgeburt, ein abgehackter Finger, eine geplatze Verlobung, was auch immer – alles war Grund genug, das Leben fortan zu suspendieren.

Als Heranwachsender betete ich inständig zum Himmel, dass mir niemals etwas wirklich Schlimmes zustoßen möge. Ich hatte keine Lust, jahrzehntelang zu saufen und die Tragödie zu beweinen, die mein Dasein so grausam zunichte gemacht hatte.

Als ich Pats Eltern und ihre Verwandtschaft kennenlernte und sah, dass sie alle glücklich waren und lachten, schüttelte ich den Kopf über diese Ironie des Schicksals. So viele Tragödien waren über meine Familie hereingebrochen, und hier sah ich Menschen, die über Generationen hinweg gesegnet –

und frei von Tragödien – waren. Lag es daran, dass sie treue Kirchgänger waren? Nein – mein Onkel Horace war auch jahrelang zur Kirche gegangen, aber nachdem seine zweite Frau mit einem Diakon durchgebrannt war, hatte er nie wieder eine Kirche betreten.

Als Pat und ich ungefähr zum dritten Mal miteinander im Bett waren – damals, als ich mich noch überlegen fühlte, als hätte ich durch meine harte Kindheit mehr über das Leben gelernt als sie durch ihre sanfte –, erwähnte ich dieses Phänomen, dass es in ihrer Familie keine Tragödien gebe.

»Wie meinst du das?«, fragte sie, und ich erzählte ihr von Onkel Clyde und Cousin Ronny, der ertrunken war. Das mit der Puppe, der Schnappschildkröte und Onkel Clydes Trinkerei ließ ich aus. Stattdessen nutzte ich mein angeborenes Talent als Geschichtenerzähler, um ihn als einen zutiefst liebevollen Mann darzustellen.

Aber Pat fragte: »Was war denn mit seinen anderen Kindern? Hat er die nicht ›zutiefst‹ geliebt?«

Ich seufzte. »Doch, natürlich, aber seine Liebe zu Cousin Ronny übertraf alles andere.« Diese Behauptung ging mir nicht leicht über die Lippen. Ich bin mit einem glasklaren Gedächtnis gestraft, und fast war es, als hörte ich die hässlichen Streitereien, die zwischen Onkel Clyde und seinem niederträchtigen Sohn getobt hatten. Die Wahrheit ist: Bevor der Junge ertrank, hatte ich nie so etwas wie Liebe zwischen Onkel Clyde und Cousin Ronny gesehen.

Aber Pat gegenüber setzte ich meinen überlegenen Blick auf, der ihr sagen sollte: »Ich bin älter als du« (drei Monate älter), »und ich habe schon mehr von der Welt gesehen als du.« (Als Pat achtzehn war, hatte sie auf ausgedehnten Auto-

ferien mit ihren Eltern zweiundvierzig Staaten besucht, während ich meinen Heimatstaat nur zwei Mal verlassen hatte). Sie und ihre Familie, erklärte ich, könnten die Gefühle meines Onkels Clyde nicht verstehen, weil sie nie eine echte Tragödie erlebt hätten.

Da erzählte sie mir, dass sie keine Kinder bekommen konnte. Im Alter von acht Jahren war sie mit dem Fahrrad an einem Bauplatz vorbeigefahren und gestürzt. Ein Stück Armierstahl, das aus dem Beton ragte, hatte ihren Unterleib durchbohrt und den winzigen, präpubertären Uterus zerrissen.

Und dann erzählte sie, dass ihre Mutter ihren ersten Mann und ihren kleinen Sohn bei einem Eisenbahnunfall verloren hatte. »Sie und ihr Mann saßen zusammen, und sie hatte ihm gerade das Baby gereicht, als ein Waggon, der sich selbstständig gemacht hatte, die beiden überfuhr«, sagte sie. »Meiner Mutter wurde kein Haar gekrümmt, aber ihr Mann und ihr Sohn waren auf der Stelle tot. Ihr Mann wurde enthauptet.« Sie sah mich an. »Sein Kopf fiel ihr in den Schoß.«

Wir lagen im Bett, beide nackt, und sahen einander an. Ich war jung und im Bett mit einem Mädchen, das ich liebte, aber ich sah weder ihre schönen, entblößten Brüste noch die sanfte, makellose Kurve ihrer Hüfte. Ihre Worte hatten mich bis ins Mark erschüttert. Ich fühlte mich wie ein Mensch aus dem Mittelalter, der zum ersten Mal hörte, dass die Erde keine Scheibe war.

Ich konnte die reizende Frau, die Pats Mutter war, nicht in Einklang mit der Frau bringen, der ein abgetrennter Kopf in den Schoß gefallen war. Und dann Pat ... wenn einer meiner Cousins im Alter von acht Jahren die Gebärmutter entfernt

worden wäre, hätte ihr Leben in diesem Augenblick geendet. Bei jedem Familientreffen hätten alle nur mitfühlend geschlulzt. »Aaaarme Pat«, hätte man sie genannt.

Ich kannte Pat und ihre Familie da schon seit Monaten, ich hatte drei Großeltern, vier Tanten, zwei Onkel und ungezählte Cousins und Cousinen kennengelernt. Niemand hatte jemals Pats Tragödie oder die ihrer Mutter erwähnt.

»Meine Mutter hatte fünf Fehlgeburten, bevor sie mich bekam, und eine Stunde nach meiner Geburt haben sie ihr die Gebärmutter herausgenommen«, sagte Pat.

»Wieso?« Ich riss die Augen auf, immer noch schockiert.

»Ich war eine Steißgeburt, und deshalb musste ein Kaiserschnitt gemacht werden. Der Arzt war von einer Party gerufen worden, und deshalb ... deshalb war seine Hand nicht sicher. Er schnitt versehentlich in den Uterus, und sie konnten die Blutung nicht zum Stillstand bringen.« Pat stand auf, hob mein T-Shirt vom Boden auf und zog es an. Es reichte ihr bis an die Knie.

Die Ironie dieser Geschichte über Gebärmütter und Familien überschwemmte mein Hirn. In meiner Familie wurden die Mädchen früh und oft schwanger. Wieso konnten meine Onkel sich überreichlich fortpflanzen, während Pats Eltern nur ein Kind hatten und nicht auf Enkelkinder hoffen konnten?

Ich sah zu, wie Pat sich anzog, und plötzlich erkannte ich, dass sich hinter dem, was sie mir über ihre Geburt erzählt hatte, noch etwas anderes verbarg. »Eine Party? Soll das heißen, der Arzt der dich entbunden hat, war *betrunken*?« Leute wie Pats Familie hatten keinen betrunkenen Arzt, der »versehentlich« die Gebärmutter einer Frau zerstörte.

Pat nickte nur.

»Und dein Vater?«, flüsterte ich. Damit meinte ich: Gibt es auch bei ihm eine Tragödie?

»Macula-Degeneration. In ein paar Jahren wird er blind sein.«

Jetzt kamen ihr die Tränen. Um es zu verbergen, verschwand sie im Bad und schloss die Tür.

Das war der Wendepunkt. Nach diesem Tag veränderte sich meine Einstellung zum Leben. Ich war nicht mehr so selbstgefällig. Ich bildete mir nicht mehr ein, nur meine Familie kenne das »wahre Leben«. Und ich verlor meine größte Angst: dass ich, wenn mir etwas wirklich Schlimmes zustieße, das Leben einstellen und mich in mich selbst zurückziehen müsste. Du wirst weiterleben, sagte ich mir. Was auch passiert, du wirst weiterleben.

Und ich dachte, das hätte ich geschafft. Als dieser Junge Pats Mutter mit seinem Auto umbrachte, bemühte ich mich, erwachsen zu sein. Gleich nachdem es passiert war, dachte ich mir, wenn ich die Einzelheiten des tödlichen Unfalls erfahren könnte, ginge es mir vielleicht besser. Also ging ich zu einem jungen Polizisten, der neben dem Unfallwagen stand, und fragte ihn, was passiert sei. Vielleicht wusste er nicht, dass das Opfer eine angeheiratete Verwandte von mir war, vielleicht war er auch nur gefühllos. Er sagte jedenfalls das, was auch der Junge gesagt hatte, der sie totgefahren hatte: »Nur eine alte Frau« – als wäre Pats Mutter unwichtig gewesen.

Dann kam die Beerdigung, eine hübsche presbyterianische Beerdigung. Die Leute weinten höflich, Pat stützte sich auf mich, und ihr Vater alterte mit jeder Minute.

Drei Wochen danach schien bei uns alles wieder normal zu sein. Pat nahm ihren Unterricht wieder auf, ich ging wieder in die Abendschule, wo ich Leuten, die sich um die Green Card beworben hatten, Englisch beibrachte, und tagsüber schrieb ich an dem, was hoffentlich ein großes literarisches Werk werden und mir Unsterblichkeit verschaffen würde – und vielleicht noch einen Spitzenplatz auf der Bestsellerliste der *New York Times*. Pats Vater stellte eine ganztägige Haushälterin ein und verbrachte seine Abende auf der Veranda, wo er die Haushaltsgeräte der Nachbarn reparierte; das wollte er weiter tun, solange sein Augenlicht es ihm erlaubte. Ein Jahr nach der Beerdigung schien es, als hätten alle akzeptiert, dass Pats Mutter durch »Gottes Willen« gestorben sei. Natürlich hinterließ sie eine Lücke, und man sprach oft von ihr, aber man hatte sich mit ihrem Tod abgefunden.

Das dachte ich. Aber ich dachte auch, ich sei der Einzige, der angesichts des Todes eines so guten Menschen altmodische, weißglühende Wut empfand. Anscheinend sah ich Dinge, die niemand sonst sah. Auf der Armlehne des Sofas war ein kleines Loch, weil eine Naht aufgegangen war. Das Loch war nicht mehr als einen Zentimeter lang, aber ich sah es trotzdem und stellte mir vor, wie sehr Pats Mutter sich darüber geärgert hätte.

Weihnachten waren alle außer mir munter und vergnügt und freuten sich lautstark über ihre Geschenke. Der sinnlose Tod lag mehr als ein Jahr zurück, und ich spürte meinen Zorn immer noch. Ich hatte Pat nichts davon erzählt, aber in diesem Jahr hatte ich kein Wort geschrieben. Nicht, dass das, was ich in dem Jahr zuvor geschrieben hatte, irgendetwas

taugte, aber zumindest hatte ich mich bemüht. Ich hatte drei Agenten gehabt, aber keiner von ihnen hatte für das, was ich zuwege gebracht hatte, einen Verlag finden können. »Wunderbar geschrieben«, hörte ich immer wieder. »Aber nichts für uns.«

»Wunderbar« oder nicht – was ich schrieb, war in den Augen der New Yorker Verlage nicht gut genug für eine Veröffentlichung. Und es war nicht gut genug in den Augen meiner Frau. »Nicht schlecht«, sagte sie manchmal. »Wirklich, gar nicht so schlecht.« Und dann fragte sie, was ich zum Abendessen haben wollte. Sie äußerte kein Wort der Kritik, aber ich wusste, ich drang nicht zu ihr durch.

An jenem Weihnachtsfest, dem zweiten nach dem Tod von Pats Mutter, saß ich auf dem Sofa vor dem Kamin und strich mit den Fingerspitzen über den kleinen Riss in der Naht. Zur Linken hörte ich die Frauen in der Küche lachen und leise plaudern. Im kleinen Wohnzimmer hinter mir plärrte der Fernseher; die Männer sahen sich eine Sportsendung an. Die Kinder waren auf der Glasveranda an der Rückseite des Hauses, sie zählten ihre Geschenke und aßen zu viele Süßigkeiten.

Ich fragte mich besorgt, ob ich allmählich wurde wie die Familie meines Vaters. Was stimmte nicht mit mir, dass ich über den Tod meiner Schwiegermutter nicht hinwegkam? Über die Sinnlosigkeit? Die Ungerechtigkeit? Der Junge, der sie umgebracht hatte, war der Sohn eines reichen Vaters gewesen, und ein Bataillon von Anwälten hatte ihn mit Hilfe einer Formsache herausgepaukt.

Ich stand auf und legte ein Holzscheit auf das Feuer, und als ich noch dahockte, kam Pats Vater herein. Er sah mich

nicht, denn sein Augenlicht war inzwischen so schlecht, dass er nur noch erkannte, was geradewegs vor ihm war.

Er trug einen kleinen rosaroten Korb mit einem Klappdeckel, und er setzte sich damit ans Ende der Couch, wo ich eben noch gegessen hatte, und klappte ihn auf. Es war ein Nähkorb, und die Unterseite des Deckels hatte ein Polster, in dem mehrere bereits eingefädelt Nadeln steckten. Ich sah zu, wie er eine davon herauszog und wie seine alten Finger an dem Faden entlangstrichen, um den Knoten am Ende zu finden. Seine Hände zitterten ein bisschen.

Er stellte den Nähkorb neben sich und suchte mit seinen schwachen Augen, unterstützt von den Fingern der linken Hand, die Armlehne ab.

Ich wusste, was er suchte: den kleinen Riss in dem Sofabezug, den Pats Mutter genäht hatte. Aber er konnte ihn nicht finden. Tränen verschleierten seinen getrüben Blick, und seine Hand zitterte so sehr, dass er nichts fühlen konnte. Auf den Knien rutschte ich zum Sofa und legte meine Hand auf seine. Er zeigte keinerlei Überraschung, als ich ihn berührte, und gab keine Erklärung für das, was er tat.

Zusammen und sehr langsam – denn auch meine Hände zitterten, und ich hatte Tränen in den Augen – nähten wir das Loch zu. Für diesen Zwei-Minuten-Job brauchten wir eine Viertelstunde, und die ganze Zeit über sprach keiner von uns beiden ein Wort. Wir hörten die anderen Leute in den Nachbarzimmern, aber es war, als seien sie sehr weit weg.

Als der Riss geflickt war, legte ich den Finger auf den Faden, und Pats Vater beugte sich herunter und biss das Ende

ab. Einen Augenblick lang berührten seine Lippen meine Fingerspitze.

Vielleicht war es diese Berührung. Vielleicht auch nur das, was wir soeben zusammen getan hatten. Oder es war meine verzweifelte Sehnsucht nach einem Mann in meinem Leben, der seinen Pickup nicht inniger liebte als jeden Menschen. Immer noch kniend ließ ich den Kopf auf den Schoß meines Schwiegervaters sinken und fing an zu weinen. Er strich mir übers Haar, und seine stummen Tränen fielen auf meine Wangen.

Ich weiß nicht, wie lange wir so blieben. Wenn irgendjemand uns so gesehen hatte, hat er es nachher nie erwähnt, auch Pat nicht. Aber die Prendergasts waren auch eine sehr höfliche Familie.

Nach einer Weile flossen meine Tränen langsamer, und ich fühlte mich, wie es in den Frauenzeitschriften heißt, »besser«. Nicht gut – aber ein Knoten in meiner Brust hatte sich gelockert. Vielleicht würde er sich jetzt auflösen, dachte ich.

»Am liebsten würde ich diesen Drecksbengel umbringen«, sagte Pats Vater.

Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber es brachte mich zum Lachen. Mehr als ein Jahr lang war ich von sehr höflicher, gewaltfreier Trauer umgeben gewesen, wie ich sie nicht empfinden konnte. Zwei Mal war ich nah daran gewesen, einen meiner Onkel anzurufen. Er würde jemanden kennen, der den Jungen gegen ein gewisses Honorar »erledigen« würde. Die Versuchung war groß, aber mir war klar, dass ein Rachemord Pats Mutter nicht zurückbringen würde.

»Ich auch«, flüsterte ich, und ich stand auf und wischte mir mit dem Ärmel meines neuen Weihnachtshemdes das

Gesicht ab. Er und ich waren allein im Zimmer. Als ein durchgeglühter Holzsplitter im Feuer herunterbrach, sah ich mich danach um. Aber dann legte ich meinem Schwiegervater impulsiv eine Hand auf die Schulter, beugte mich zu ihm hinab und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. Einen Moment lang hielt er mein Handgelenk mit beiden Händen fest, und ich dachte, er werde wieder anfangen zu weinen, aber das tat er nicht. Er lächelte. »Ich bin froh, dass meine Tochter dich geheiratet hat«, sagte er, und weder vorher noch nachher hat irgendein Lob mir so viel bedeutet wie diese Worte. Sie brachen etwas in mir auf, etwas Hartes und Erstickendes, das sich in meiner Brust festgesetzt hatte.

Eine Stunde später war ich die Seele der Party. Ich war Mr Entertainment. Ich lachte und scherzte und erzählte Geschichten, über die alle andern Tränen lachten. Niemand, nicht einmal Pat, hatte mich je so erlebt. Ich hatte ihr erzählt, dass ich als Kind gelernt hatte, »für mein Essen zu singen«, aber das hatte ich nie weiter ausgeführt. Die ganze Geschichte war die: Meine Mutter meinte, nachdem die elf Brüder meines Vaters dafür gesorgt hätten, dass ihr Mann ins Gefängnis kam, könnten sie jetzt auch abwechselnd den Vater für mich ersetzen. Meine gesamte Kindheit hindurch wurde ich alle drei Monate von einem Onkel zum nächsten verschoben. »Da kommt die Strafe«, schrien meine Vettern, wenn meine Mutter mich von einem Haus oder Trailer zum nächsten fuhr. Sie schob mich auf die Tür zu, stellte den Koffer mit meiner weltlichen Habe zu meinen Füßen ab und drückte mir die Schulter – das einzige Zeichen der Zuneigung, das ich je von ihr bekam. Ich sah sie dann erst wieder, wenn die drei Monate vorbei waren und sie mich beim

nächsten Onkel ablieferte. Selbst wenn sie nebeneinander wohnten, bestand meine Mutter darauf, mich zu fahren.

Im Laufe der Jahre hatte ich gelernt, dass ich mit meinen Vettern nicht konkurrieren konnte, wenn es um Prügeleien oder um ihre angeborene Fähigkeit ging, große Maschinen zu bedienen, die alle grün oder gelb lackiert waren. Aber ich besaß ein Talent, das sie nicht hatten: Ich konnte Geschichten erzählen. Der Himmel weiß, woher ich es hatte; eine uralte Großtante hat mir erzählt, dass mein Großvater der beste Lügner war, den sie je gesehen hatte – also kam es vielleicht von ihm. Tatsächlich unterschied ich mich so sehr von allen andern, dass einer meiner Onkel erklärte, wenn ich nicht aussähe wie ein Newcombe, würde er schwören, dass ich überhaupt nicht mit ihnen verwandt sei.

Notgedrungen hatte ich gelernt, die andern zu unterhalten. Wenn die Stimmung allzu angespannt wurde, gab mir einer einen Rippenstoß und forderte mich auf: »Erzähl uns eine Geschichte, Ford.«

Also lernte ich, Geschichten zu erzählen, die die Leute zum Lachen brachten, ihnen Angst einjagten oder sie einfach nur fesselten. Und an dem Abend, nachdem ich mit dem Kopf auf dem Schoß meines Schwiegervaters geweint hatte, drehte ich auf, wie ich es noch nie getan hatte, seit ich das Haus meines Onkels verlassen hatte, um mit einem Teilstipendium und einem Studiendarlehen zum College zu gehen.

Als wir am nächsten Tag im Wagen saßen und die lange Fahrt vom Haus ihres Vaters nach Hause antraten, sagte Pat: »Wow! Was ist denn gestern Abend in dich gefahren?«

Darauf wusste ich nicht viel zu sagen. Genau genommen

sagte ich während der ganzen Fahrt nicht viel, denn ich dachte an das, was Pats Vater gesagt hatte: dass er den Jungen am liebsten umbringen würde. Wie konnte ein Mann, der so schlecht sah, dass er nicht einmal eine Nadel einfädeln konnte, jemanden umbringen? Eins stand fest: Wenn er es schaffte, würde niemand ihn verdächtigen.

Und welche Strafe hatte ein solcher Junge verdient? Es genügte nicht, sich einfach von hinten heranzuschleichen und ihn zu erschießen. Er musste leiden, wie die Leute gelitten hatten, die Pats Mutter geliebt hatten. Man musste ihm wegnehmen, was er auf Erden am meisten liebte. Aber was liebte ein solcher Bengel? Alkohol? Seinen Dad, der ihn da herausgeholt hatte?

Und was war mit Pats Mutter, dachte ich. Was war mit ihrem Geist? Musste ihr Geist, ihr innerstes Wesen, von der Erde verschwinden, nur weil ihr Körper nicht mehr da war? Was wäre, wenn ihr Mann oder ihre Tochter Hilfe brauchten? Würde sie dann da sein? Und wie sah die Geisterwelt überhaupt aus? War ihr enthaupteter erster Mann auch da? Und ihr kleiner Sohn? Und was war mit den Geistern der Babys, die sie bei ihren Fehlgeburten verloren hatte?

Hey! Was war mit dem betrunkenen Arzt, der versehentlich ihre Gebärmutter zerschnitten hatte? Konnte ihr körperloser Geist ihn zur Rechenschaft ziehen?

Als wir an diesem Abend schließlich zu Hause ankamen, sah Pat mich merkwürdig an. Aber sie hatte schon oft festgestellt, dass ich immer stiller wurde, je angestregter ich nachdachte. Nachdem ich ein Sandwich gegessen und mir die Zähne geputzt hatte, dachte ich mir, ich könnte mich vielleicht noch an die Schreibmaschine setzen und ein paar Ideen zu Papier bringen.

Nicht, dass ich – ein *richtiger* Schriftsteller – jemals einen Kriminal-, Gespenster- oder Rache-Roman schreiben würde. Nicht in einer Million Jahren. Aber vielleicht würde ich meine Ideen eines Tages für eine meiner guten Geschichten verwenden können. Sie wissen schon – für das große literarische Meisterwerk, mit dem ich den National Book Award und den Pulitzerpreis gewinnen würde. Und das wochenlang auf sämtlichen Bestsellerlisten stehen würde.

Als ich zu meiner Schreibmaschine kam, die in einer Nische des Wohnzimmers stand, sah ich verblüfft, dass ich sie eingeschaltet gelassen hatte. Auf der Tastatur lag ein Zettel. »Ich habe drei Sandwiches in den Kühlschrank gelegt. Trink das Bier nicht; es macht dich schläfrig. Wenn du morgen Nachmittag um vier immer noch arbeitest, rufe ich an und melde dich krank.«

Normalerweise hätte ich geweint vor lauter Dankbarkeit für eine Frau, die mich so gut verstand. Aber ich hatte schon genug geweint. Sie hatte mir ein weißes Blatt in die Maschine gespannt, und ich brauchte nur noch mit dem Schreiben anzufangen.

Na und? Sie war doch bloß 'ne alte Frau – das waren die ersten Worte, die ich tippte, und danach strömten sie einfach aus mir heraus. Als ich den Geist der ermordeten Frau zum ersten Mal auftreten ließ, dachte ich: Das kann ich nicht. Das ist keine Literatur. Aber dann fiel mir ein, was ein Bestseller-Autor einmal in einem Vortrag gesagt hatte: »Man kann sich nicht aussuchen, was man schreibt. Niemand kommt auf einer rosaroten Wolke zu dir heruntergefahren und sagt: ›Ich schenke dir die Fähigkeit des Schreibens. Welches Talent möchtest du haben? Das Modell Jane Austen, das

ewig lebt? Oder das, mit dem du eine Menge Geld verdienst, solange du lebst, das aber stirbt, wenn du stirbst?« Vor diese Wahl stellt dich niemand. Du nimmst das Talent, das du hast, und dankst Gott vier Mal am Tag dafür, dass er dir überhaupt eins gegeben hat.«

Diese Worte musste ich mir in den nächsten paar Monaten immer wieder in Erinnerung rufen. Ich schrieb sie sogar auf ein Blatt Papier und hängte sie über der Schreibmaschine an die Wand. Irgendwann schrieb Pat »Amen!« darunter.

In mein Klassenzimmer voller Schüler, die kein Englisch sprachen, kehrte ich nicht mehr zurück. Anfangs meldete Pat mich krank, und dann übernahm sie eine Woche lang meinen Unterricht, aber als der dritte Schüler ihr einen Heiratsantrag machte, damit er in den USA bleiben könnte, hörte sie auf. Und für mich kündigte sie ebenfalls.

Ich brauchte sechs Monate, um das Buch zu schreiben, und in dieser Zeit tauchte ich nicht ein einziges Mal auf, um Luft zu holen. Ich sah Pat, ohne sie zu sehen. So weit ich mich erinnere, sprachen wir nicht miteinander. Ich fragte mich nicht, wie sie es schaffte, ohne mein Einkommen die Rechnungen zu bezahlen, aber ich nehme an, ihr Vater hat geholfen.

Ich weiß es wirklich nicht.

Mein Buch füllte mein Leben vollständig aus.

Als es fertig war, ging ich zu Pat, die es sich lesend in der Sofaecke bequem gemacht hatte, und sagte: »Ich bin fertig.« Während des Schreibens hatte sie nie gefragt, ob sie ein Wort davon lesen könne, und ich hatte es ihr nie angeboten. Jetzt fragte ich schüchtern und ein bisschen betreten: »Möchtest du es gern lesen?«